



DER SALON IM ALTEN WESTBERLIN  
BARBARA THÉRIAULT

---

Barbara Thériault ist eine in Deutschland ausgebildete kanadische Soziologin; Professorin an der Université de Montréal; Übersetzerin von Feuilletons und Miniaturen vom Deutschen ins Französische; Mitherausgeberin von *Siggi, le magazine de sociologie*; ehemalige Stadtschreiberin in Lviv (Ukraine) und Halle an der Saale; Friseurin. Im Juni 2024 erhielt sie für ihr Buch *Abenteuer einer linkshändigen Friseurin* den Forschungspreis Ethnographie der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. – Adresse: Département de sociologie, Université de Montréal, C.P. 6128, succursale Centre-ville, Montréal, QC, H3C 3J7, Kanada. E-Mail: barbara.theriault@umontreal.ca.

Wir standen vor dem Friseursalon, Ludmiła, Jules und ich, in dem ich einen Tag in der Woche arbeite. Drei Soziologen, Kollegen. Während ich auf Kundschaft wartete, plauderten wir über dies und das, unter anderem darüber, ob Männer, die in einer Ein-Eltern-Familie groß geworden sind, eher dazu neigen, einen Bart zu tragen. Steile These. Jules unterbrach unser Geplänkel und sagte plötzlich: „Ich habe mich immer gefragt, wer sind die ganzen Leute, die vor Friseursalons herumhängen. Nun denke ich mir: ‚Das sind vielleicht Soziologen.‘“ Er meinte damit diejenigen Menschen, die ich „die Freunde des Hauses“ nenne, die Kundschaft, die zu jeder Tageszeit im Salon vorbeischaud und die Passanten beobachtet.

Der Salon, um den es sich handelt, befindet sich in einer kleinen, in den 1990er-Jahren gebauten Einkaufspassage eines belebten, noch nicht gentrifizierten Viertels im Norden des alten Westberlin. Darum herum befinden sich ein Schuster, ein Lottogeschäft, ein Restaurant, eine Bäckerei, die einer älteren Kundschaft Blechkuchen und Weißbrot

verkauft, ein polnischer Delikatessenladen, ein Halal-Metzger und ein Supermarkt. Es riecht süßsauerlich nach asiatischer Küche. Vor dem Salon steht ein roter Stuhl, Wegweiser und Werbung zugleich. Er wird gern von älteren Menschen benutzt, die kurz Rast machen oder einfach Zeit totschiagen wollen. Das Hin und Her vermittelt ein Bahnhofsgefühl. So was finden wir herrlich.

An dem Tag war viel Betrieb im Friseursalon. Es war noch voller als sonst. Zusätzliche Stühle wurden nach draußen gestellt. Der Salon expandierte in den Korridor der Einkaufspassage. Drinnen führten die Kundinnen konventionelle Gespräche: „Man muss leiden, um schön zu sein, nicht wahr, Frau Schmidt?“, „Ja, ja“, übliche Floskel. Im Hinterraum schrumpfte der Salon zu einem *safe space*. Eine Frau, die in der Öffentlichkeit ein Kopftuch trägt, wartete, vor männlichen Blicken geschützt, auf das Einwirken der Farbe. Neben ihr langjährige Kundinnen, die nach ihrem Termin eine pafften. Sie beschwerten sich über öfter auftretende Krankheiten und höhere Preise. Ein fröhliches Wettbüro des Leidens. Als zwei meiner Kunden ankamen, begleitete ich sie hinein, um Haare zu schneiden.

Meine jetzige Kundschaft rekrutiert sich aus einer homogenen Gruppe ausländischer Personen aus Wissenschaft und Kunst, die an einem Institut im Westen der Stadt forschen. Dort gibt es Villen, Botschaften, Luxusautos, Bäume und Seen; jedoch keine Kioske, Cafés oder Dönerbuden. Es ist eine Enklave innerhalb einer Enklave, mit ihren Themen und Floskeln (man organisiert nicht, sondern „one curates“ Veranstaltungen, die „fascinating“ oder „spannend“ sind). Ihre Bewohner und Bewohnerinnen kommen zum Salon teils mit Bus und S-Bahn, teils mit dem Auto. Mir fällt auf: Sie freuen sich über den Besuch im Salon. Er ist für sie ein kleines Abenteuer, ein kurzer Urlaub vom Alltag. Wenn sie englisch sprechen, finden es die einheimischen Friseurinnen etwas komisch, denn hier gelten Deutsch und Türkisch als normal.

Drinnen bediente ich meine zwei Kunden und andere gleichzeitig. Viel gibt es nicht zu berichten, da Arbeitskonzentration gefordert ist. Ich spürte Hunger und Durst, die Blase drückte – normal. Es macht aber nicht unbedingt müde. Im Gegenteil: Nach meiner Schicht verließ ich den Laden mit dem Gefühl, dass ich Energie getankt habe.

Seit einiger Zeit fahre ich nicht mehr in den Norden des alten Westberlin, sondern in eine Stadt in Thüringen, unter anderem bekannt durch ihre große Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete. An jenem Tag zum Beispiel. Ankunft in Erfurt, dann Weiterfahrt in die Berge. In der Landeshauptstadt löste sich ein Teil der am Bahnhof vertretenen

Gesellschaft heraus. Junge Männer und vereinzelte Menschen höheren Alters drängten sich in die engen Waggons der Regionalbahn. Es duftete wie in einem Barbershop, allerdings Sprachen waren zu hören: Arabisch, Kurdisch, Polnisch, sogar meine Muttersprache, was mich erfreute. Die Zugbegleiterinnen schienen die einzigen zu sein, die deutsch sprachen. Sind sie deshalb so laut und so unglaublich genervt?

Viele von uns hatten anscheinend die Stadt als Ziel, denn die Zuggesellschaft teilte sich wieder: Die jungen Männer stiegen allesamt in einen Bus um, der an den Rand der Stadt fuhr, während ich mich mit zwei älteren, unparfümierten Personen Richtung Altstadt fortbewegte. Dort machten Altersgenossen meiner Wegbegleiter Besorgungen, während andere Kaffee in einer Bäckerei tranken oder auf Bänken saßen und sich austauschten.

Nach einigen geschäftlichen Terminen traf ich mich nachmittags mit redseligen Altansässigen im Café. Wir unterhielten uns prächtig: Ob ich einen Mann habe, wollten sie wissen, meine Integration in die lokale Gesellschaft schon mitdenkend. „Was hat sich hier in der Stadt so in den letzten Jahren verändert?“, lenkte ich ab. Einer von ihnen antwortete gleich politisch: „Früher war es ganz rot ... heute nicht mehr. Ich bin auch kein Fan von Multikulti“, sagte er. Leichte Enttäuschung meinerseits. Auch seinerseits: Ich wohne gerade in der Hauptstadt und besitze zudem keinen Pkw. Wir tauschten trotzdem Telefonnummern aus.

Als sich der Abend näherte, bemerkte ich vier junge Männer vor einem Barbershop. Um diese Uhrzeit gehört uns der Marktplatz allein. Gegen meine Erwartung gibt es in der Stadt einen Ort, ein Restaurant, das bis 23 Uhr geöffnet hat. Menschen im Berufsalter, die tagsüber nicht in der Altstadt zu sehen waren, fanden sich auf mysteriöse Weise in dem Lokal ein.

Am nächsten Morgen presste sich wieder ein Teil der Gesellschaft in die Regionalbahn. Die Mitreisenden waren deutlich jünger als meine neuen Bekannten aus dem Café und die Restaurantgäste, die bestimmt kein 49-Euro-Ticket haben. Am Erfurter Hauptbahnhof angekommen, verschwanden sie in der Menschenmasse.

Nach vierstündiger Fahrt befand ich mich wieder in der Berliner Enklave. Ich fühlte mich unentspannt, erschöpft, hatte Redebedarf. Ich griff zum Telefon und rief Jules, den Soziologen, an.

„Ich war wieder in der Stadt in Thüringen ... Ich bin fertig, körperlich und geistig“, klagte ich.

„Das sagst du immer, wenn du unterwegs auf Feldforschung bist“, bemerkte er zu Recht. „Lange Reise?“

„Kannst du dich an den Salon im Nordwesten Berlins erinnern?“, erkundigte ich mich, ohne auf seine Frage einzugehen. „Wir mochten das Nebeneinander, das gleichzeitige Zusammensein in einem Raum, die gesellige Atmosphäre. Daraus habe ich immer viel Energie geschöpft, aber hier und in der kleinen Stadt ...“

„Deine Kundschaft schätzte auch das lockere Ambiente, im Fachjargon: die ‚Kreuzung der Kreise‘, war froh, mal aus dem Villenviertel rauszukommen ...“

Der Anruf war zugleich Dampfablassen und Umriss einer Vorstellung vom entspannten Leben. Jules hat recht: Einige meiner Kolleginnen und Kollegen am Institut genießen zweifellos die Kreuzung der Kreise im alten Westberliner Salon. Ich musste auch an die Zugbegleiterinnen, die genervten Pendlerinnen zwischen wechselnden Gesellschaften, denken. Kommen sie überhaupt zur Ruhe?